

Exkursion Spitalul de Psihiatrie Căpâlnaș / Rumänien / 14.03.2019



Von Wien aus bin ich nach einem Besuch im Künstlerhaus Gugging am 14.3.19 mit dem Nachtzug nach Arad / Rumänien gefahren. Dort wollte ich eine Bekannte besuchen, die Mode-Designerin ist, und gerade über Mittel der EU ein Start Up für ein eigenes Modelabel gründet. Meine Bekannte hat mir erzählt, dass es ca. 60km landeinwärts von Arad eine psychiatrische Klinik gibt, in der (für Rumänien) ungewöhnliche Dinge passieren: man arbeitet mit Kunst. Ein Freund von ihr, ein Kunstfotograf und zugleich Psychotherapeut würde dort seit einiger Zeit arbeiten, den Patienten regelmäßig bewusst ausgewählte Filme vorführen. Er nennt es "Cinema Terapeutica" (u.a. der Elefantenmensch, Name der Rose, Einer flog über's Kuckucksnest) und nach dem Screening würde man darüber mit allen darüber diskutieren. Außerdem arbeitet man mit Tanz. Eine Tangotruppe aus Arad würde bald vorbeikommen und mit den Patienten einen Tanzabend veranstalten. Im Sommer soll ein klassischer Geiger kommen, er will in totaler Dunkelheit ein Violinkonzert geben. Das interessiert mich natürlich und ich rege eine Exkursion an.

Wir melden uns über Telefon in der Klinik an und fahren am Montag, 18.3. über holprige Landstraßen in das Dorf Capalnaș. Wir verfahren uns trotz GPS mehrmals. Im Dorfzentrum finden wir das Spital in einem gepflegt-verwilderten Park mit alten Bäumen liegend. Es ist ein Palast, den der österreichische Sezessions-Architekt Otto Wagner 1890 für eine ungarische Adelsfamilie gebaut hat. Der letzte Nachkomme ist als Kind im Teich vor dem Gebäude ertrunken, danach ist das Gebäude in den Besitz einer Privatperson aus Bukarest übergegangen, die den Komplex an die Spitalbetreiber vermietet. Vor Haus und Teich steht die Statue eines goldenen Hirsches. Patienten sitzen zwischen den Bäumen auf Parkbänken, diskutieren und rauchen. Die Szenerie wirkt etwas Fellini-esk.

Am Wärterhäuschen am Tor werden vom Wachpersonal unsere Pässe kontrolliert, dann dürfen wir einfahren. Wir werden vor dem Haupteingang vom Fotografen und der Direktorin empfangen. Die Direktorin hat ein farbenfrohes, folkloreartiges Kostüm angezogen. Wir werden eingeladen, das Gebäude zu besichtigen, scheitern aber an den steilen Treppen, die wir –trotz eines vom Hausmeister eilends herbeigebrachten Geräts, das wie eine Art mobiler „Treppenliftrollator“ anmutet - mit meiner Begleiterin im Rollstuhl kaum erklimmen können. Es wird verabredet, dass sie mit der Direktorin in einem Pavillon im Garten Kaffee und selbstgebackenen Kuchen genießt, während der Fotograf mich durch das Haus führt. Meine Begleiterin möchte eh lieber nicht zu nahe an die Verrückten ran, sagt sie mir leise. Der Fotograf fragt mich, was ich sehen wolle, ich erwidere, alles, was er mir zeigen möchte. Er führt mich durch die Räume. So lerne ich viele der rund 70 Patienten und 40 Mitarbeiter kennen, die meisten mit Handschütteln und persönlichem Gespräch. Die Leute freuen sich, dass ein Gast aus dem Ausland da ist und zeigen sich mitunter verwundert darüber, dass ich mit ihnen Rumänisch parliere. Eine Frau ist aufgeregt, weil sie mit mir Englisch sprechen kann, eine andere präsentiert stolz ihr Deutsch, ihre Tochter sei seit vielen Jahren in Heidelberg. Sie habe sie aber leider nie besuchen können. Ein Mitarbeiter erzählt mir, dass die meisten Bewohner Bauern seien und dass ihre psychische Konditionierung oft zur Stigmatisierung ihrer Familie im Dorf führe. Für sie sei die "Abgabe" der kranken Verwandten an die Anstalt oft eine Erleichterung im "normalen Leben" in der Gemeinschaft.

Es wurde mir mitgeteilt, dass die neue Direktorin das Spital vor zwei Jahren in einem recht desolaten Zustand übernommen habe. Das Personal habe das Gebäude um 19h zugesperrt und die Patienten über Nacht ohne Betreuung bis zum nächsten Morgen eingesperrt gelassen. Die Stimmung sei damals furchtbar gewesen. Der Fotograf berichtet fast schon euphorisch über das außergewöhnliche Engagement der neuen Direktorin. Sie habe das Haus in kurzer Zeit radikal verändert. Heute ist das Gebäude in einem recht aufgeräumten Zustand, nach wie vor ist alles primitiv und alt, aber die Räume sind sauber, es stehen frische Schnittblumen auf den Tischen und Fenstersimsen, es riecht nach frisch gebackenem Brot und die alten Betten wurden in den Park gestellt und zu Blumenbeeten umgewandelt. Es soll die kommenden Jahre nebenan ein Neubau entstehen. Die Patienten scheinen sich wohl zu fühlen, es herrscht eine ziemlich lockere Stimmung.

Ich werde durch alle Räume geführt. Jeder Raum ist mit 4-8 Betten belegt. Man versichert mir: hier seien alle eigentlich noch recht „in Ordnung“ und Großteils ziemlich zurechnungsfähig. Also keine "wirklich“ Verrückten. In der psychiatrischen Klinik meines aktuellen Musikprojekts nahe Berlin werden diese „wirklich Verrückten“ von den Ärzten mit einem Augenzwinkern (warum sollte es in der Anstalt keine Ironie geben?) „grottig Gestörte“ genannt. Es gibt einen Raum, der mir als eine Art Palliativstation vorgestellt wird. Dort liegen 4 Frauen, es heißt, sie seien alle über 90 und würden nicht mehr viel mitbekommen. Ich betrete den Raum, die Frauen liegen schlafend oder vor sich hindösend in ihren Betten. Ich trete an das hinterste Bett heran. Die Frau erwacht und grinst mir unvermittelt ins Gesicht. Man sagt mir, die sei taub und könne nicht sprechen. Sie hat ein lustiges, rundes Gesicht, aschgraue Haut und sie lächelt neugierig. Sie reicht mir ihre Hand, ich drücke sie, frage sie, wie es ihr geht, was sie mit einem Grinsen beantwortet und wünsche ihr dann auf Rumänisch „Numai Bine, Doamna“. Dann gehe ich zum ersten Bett. Dort liegt die Älteste. Sie ist klein, halb zugedeckt und eigentlich nur noch Haut und Knochen. Die Haut umspannt ihren Schädel straff. Die Augen sind tief in ihre Höhlen getreten und verschlossen. Mir wird bewusst, ich komme in den Kontakt mit einem Menschen in seinen letzten Tagen. Ich nehme auf einem Stuhl neben ihr Platz. Spreche sie mit „Buna Ziua Doamna“ an. Auch sie öffnet ihre Augen und reckt mir langsam eine Hand entgegen. Sie ergreift meinen Unterarm und hält ihn fest. Sie schaut mich mit einem unbestimmten Blick an und ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie zieht meine Hand auf ihren Bauch und legt sie zwischen die eine und die andere Hand. Ich bin nervös. Ich möchte aber trotzdem noch etwas bei ihr verweilen. Der Fotograf und eine Pflegekraft stehen um uns herum. Der Fotograf macht Fotos von der Szene. Mir kommt ein altes siebenbürgisches Volkslied in den Sinn, das ich vor knapp 15 Jahren auf meiner Forschungsreise durch Transsylvanien lieb gewonnen und im Folgenden in meine *Transylvaniana-Suite* verarbeitet hatte. Ich versuche mich zu erinnern und es zu singen. Sie öffnet plötzlich ihre Augenlider, hebt den Kopf leicht vom Kissen ab, schaut mich an und spricht langsam im gebrochenen Deutsch, mit schwacher, krächzender Stimme. Es ist schwer zu verstehen, was sie mir sagen will. Etwas über "liebes Kind". Dann schließt sie ihre Augen, erschläft und sinkt ins Bett zurück. Die Pflegekraft tupft mich auf die Schulter und sagt, dass die Frau jetzt erschöpft sei und ich gehen solle. Ich stehe auf und verlasse den Raum.



Auf dem Flur sprechen der Fotograf und die Pflegekraft zu mir. Sie meinen sie haben diese Frau noch nie sprechen hören und seien deshalb gerade ziemlich baff, dass sie mit mir gerade Deutsch gesprochen habe. Auf jeden Fall wisse man jetzt, dass sie wahrscheinlich eine Donauschwäbin ist.

Ich habe eine Idee: warum machen wir nicht einen spontanen Musik-Workshop? Die Pflegerin und er Fotograf laufen durch das Haus und fordern die Patienten auf, sich in 10 Minuten im Garten bei der Laube einzufinden. Es gäbe da gleich eine musikalische Improvisation mit dem Gast aus Berlin, bei der alle teilnehmen könnten.

Wir verlassen das Gebäude und begeben uns zum Gartenpavillon, wo meine Bekannte und die Direktorin diskutierend sitzen. Es sind schon ein paar Patienten da. Ein Mann übergibt meiner Begleiterin einen Straus selbstgepflückter Blumen, später einen Tannenzapfen, dann wieder einen Straus Blumen, dann wieder einen Tannenzapfen. Patienten und Mitarbeiter kommen nach und nach aus dem Haus in Richtung Pavillon, suchen sich Stühle zusammen und nehmen Platz. Als der Pavillon gut gefüllt ist, nehmen weitere Menschen um dem herum Pavillon auf weiteren Stühlen Platz. Es fühlt sich wie eine spontane Gartenparty an. Ich bin ein bisschen nervös, weil ich gleich und ohne Vorbereitung auf Rumänisch einen Workshop abhalten werde, vertraue aber auf meine Kompetenzen als Improvisator. Ich bitte meine Bekannte, neben mir zu sitzen und zu übersetzen, falls ich Probleme dabei bekomme. Ich spiele ein Schlagzeugsolo auf zwei großen Töpfen, die man mir aus der Küche bringt mit zwei Kochlöffeln. Die Leute applaudieren. Es scheint keinen Unterschied zwischen Patienten und Mitarbeitern zu geben. Alle mischen sich, alle sind fokussiert. Dann mache ich einige Atemübungen, wie wir sie in Rüdersdorf beim Musiklabor ausprobiert hatten und einige Übungen mit rhythmischem Klatschen und betont lautem Singen bzw. Johlen und Schreien. Wir intonieren den Name-Blues. Wir singen tiefe lange Töne. Es geht reihum. Alle singen ihren Namen und „Noi suntem aici, voi sunteti aici, hey!“ Dann sagt ein älterer Mann, dass er gerne zum Abschluss ein Lied zum Lob Gottes anstimmen möchte. Wir singen ein orthodoxes Kirchenlied. Danach verabschieden sich die Leute beim Vorbeigehen einzeln mit Handschlag bei mir und fragen, ob ich wiederkommen würde. Eine Frau sagt, es gäbe im Haus immer ein freies Bett für mich und das Essen sei auch wirklich gut. Die Direktorin grinst.



Meine Bekannte erwähnt auf dem Heimweg, dass sie gar nicht übersetzen musste, es ging doch auch so ganz gut, außerdem haben die Leute selbst gerne geholfen und korrigiert, falls ich mich mal unklar ausgedrückt hatte. Sie sagt, dass diese Sprachkorrekturfunktion auf eine Weise fast schon emanzipatorisch auf die Leute gewirkt habe. Sie habe dies gespürt. Ich habe Ähnliches während der Projektarbeit in Rüdersdorf erlebt, als die Patienten die Musiker beim Spiel kritisieren durften. Außerdem erwähnt meine Begleiterin, dass sie es auffällig fand, wie gelöst und entspannt die Leute während der Session waren, wie sie sich auf die Musik konzentriert haben und dabei fast schon beschwingt waren. Weil auch das Personal mitgemacht habe, habe sich eine besondere Atmosphäre ergeben: die „natürliche“ Asymmetrie zwischen Pfleger und Patient sei für einen Moment in der Musik aufgegangen.